

Hinaustreten ans Licht

Eine Betroffene
organisierter ritueller Gewalt berichtet

Felicitas Lukas*

*Die Autorin beschreibt Erfahrungen im Umfeld organisierter Gewalt. Insbesondere berichtet sie von ihrem sehr langen und mühevollen therapeutischen und religiösen Weg. Zu ihrem Schutz schreibt sie unter *Pseudonym; der Redaktion ist ihre Identität bekannt.*

Mit meinen eigenen Worten aus meinem Leben zu berichten, ist ein Wagnis für mich. Ich möchte dadurch in gewisser Weise „hinaustreten vom Dunkel ans Licht“. Über 40 lange Lebensjahre hat es gedauert, bis ich sagen konnte, der Ausstieg ist endlich geschafft. Lieber verwende ich das Wort „Selbstbefreiung“ statt „Ausstieg“, denn eine Wahl, ob ich dieses Leben wollte, hatte ich nicht, als ich in diese Familie und in ihre Verflechtung in Strukturen ritueller Gewalt hineingeboren wurde.

In der Kindheit wuchs ich ziemlich isoliert auf. Als Kleinkind kannte ich nur meine Eltern, Geschwister, Großeltern – und viele fremde Männer in einer Welt unaussprechlicher Gewalt. Kontakt zu Gleichaltrigen hatte ich erstmals, als ich eingeschult wurde, und dieser beschränkte sich auf die Schulstunden, weil meine Eltern mir außerschulische Aktivitäten und Kontakte zu Mitschülern nicht erlaubten.

Neben der von Martina Rudolph beschriebenen Dissoziation, dem Abspalten unerträglicher Erinnerungen, war es das Fehlen jeglicher anderer Bezugssysteme, das es mir als Kind unmöglich machte, auch nur zu erahnen, dass nicht alle kleinen Mädchen von ihren Vätern und anderen Männern vergewaltigt, gequält und zu schrecklichen Dingen gezwungen werden. Für mich war diese Erfahrung die einzige Realität und absolute, grausame Normalität, in der, wie ich meinte, alle Kinder lebten. So glaubte ich auch, dass diese ebenso wie ich niemals mit jemanden darüber sprechen durften. Erst Jahre später, als die ersten dissoziativen Barrieren bröckelten und neue Erfahrungen während der Ausbildung und im Berufsleben hinzukamen, wurde mir langsam bewusst, dass nicht alle Menschen solche dunklen Nebenwelten kannten.

Doch inzwischen war von meinem Ich nicht mehr viel übrig. In den Jahren des absoluten Ausgeliefertseins zersplitterte meine Seele in viele Einzelteile. Das Einzige, das sich in mir zusammenfügte, war die Gewissheit: Ich bin *Dreck*, bin *Besitz* des Kultes und hatte absoluten *Gehorsam* zu leisten. Mir war klar: Lebend würde ich dieser Hölle nicht entkommen. So versuchte ich als Jugendliche und noch als junge Erwachsene, durch Suizid zu entfliehen. Nichts änderte sich! Ich überlebte mehrfach – und *niemanden* interessierte, was mich zu diesen Verzweiflungstaten trieb. In den weiteren Lebensjahren gab es stets nur zaghafte Versuche, mich irgendjemandem mitzuteilen. Das Ergebnis war immer *Verlassenheit*. Entweder glaubte man mir nicht, oder meine Mitmenschen

hielten selbst das Wenige, das ich erzählte, nicht aus, zogen sich zurück oder verschwanden ganz aus meinem Leben.

Warum, weiß ich selbst nicht genau, aber ich kämpfte weiter. Ich holte das Abitur nach, studierte, wählte einen helfenden Beruf und versuchte, so gut es eben ging, mir ein eigenständiges Leben aufzubauen. Dennoch ging die Gewalt immer weiter, Jahr um Jahr um Jahr. Es gab keine Alternative, als zu gehorchen. Seit frühester Kindheit waren Anteile in mir auf Gehorsam trainiert; sie mussten später nur noch durch bestimmte Signale oder bestimmte Termine „angetriggert“ werden – der Beitrag von Martina Rudolph beschreibt dies. Die Anteile gehorchten und ließen sich weiter durch den Kult quälen – was letztlich aber die ganze Persönlichkeit zu überleben hatte. Es war zum Verzweifeln! Was ich auch versuchte, es gelang mir einfach nicht, mich den Konditionierungen zu entziehen.

Gegen alle Verbote wagte ich irgendwann, mich auf die lange, schwierige und fast verzweifelte Suche nach geeigneter Psychotherapie zu machen. Diese fand ich schließlich vor 11 Jahren in der damaligen Chefin von Martina Rudolph, die später die in diesem Bereich sehr erfahrene Kollegin mit in die Therapie einbezog. Schrittchen für Schrittchen kam ich weiter. Es war ein jahrelanges schmerzliches und kräftezehrendes Arbeiten, sich all den Erinnerungen zu stellen, auch jenen der bisher verborgenen, also dissozierten inneren Anteile. Das Geschehene schließlich auszusprechen, war unglaublich schwer und fühlte sich lange einfach nur gefährlich an. Dem Schweigegebot und allen anderen Verboten und Regeln des Kultes – jahrzehntelange Selbstverständlichkeiten – zuwiderr zu handeln, war vorher undenkbar. Aber je mehr schrittweise auch diese inneren Anteile die Therapie als Chance wahrnahmen, desto mehr kam ich auf meinem Befreiungsweg voran. Doch an manchen Punkten kam ich nicht weiter: Trotz der vielen rationalen Erkenntnisse in der Therapie kollidierten manche Gefühlswelten unaufflösbar mit meinem innersten Glaubens- und Wertesystem. Auch stellten sich mir existentielle Fragen, auf die ich keine Antworten fand, bis mich auf einem Besinnungstag ein Priester auf meine Brandnarben ansprach, die er zunächst als interessantes „Muster auf der Haut“ wahrnahm. Anfangs antwortete ich vorsichtig, fasste aber zunehmend Vertrauen.

Geistliche Begleitung als Stütze auf dem Weg

Hier muss ich gedanklich noch einmal zurückgehen zu meiner Herkunfts-familie. Bisher unerwähnt blieb, dass meine Familie in meinem Herkunfts-ort überaus angesehen und nach außen hin sehr religiös war. Sonntags gingen wir alle ganz selbstverständlich in die Kirche und hatten dort unser bestes Benehmen und unsere Frömmigkeit zur Schau zu tragen. Auch zu Hause argumentierte mein Erzeuger mit der Bibel – natürlich nur, um Gehorsam einzufordern, Strenge und körperliche Züchtigung zu rechtfertigen und um zu drohen mit dem allmächtigen und allgegenwärtigen Gott, der immer alles sieht.

Obwohl Angst, Furcht und Scham mein kindliches Gottesbild prägten, schrie meine verzweifelte Seele dennoch zu diesem Gott. In den nicht enden wollenden Stunden ohnmächtiger Verlassenheit, in denen mein Erzeuger oder andere Männer mich vergewaltigten, mich immer wieder fast zu Tode quälten und zu unaussprechlichen Dingen zwangen, schrie meine Kinderseele zu diesem Gott um Hilfe und Erbarmen – Woche für Woche, Jahr um Jahr, bis sie es irgendwann nicht mehr tat. Denn es gab keinerlei Erbarmen! Kein Erbarmen durch die Menschen, die sich an meinen Qualen ergötzten. Und – so schien es mir, und so fühlt es sich bis heute an – an diesen gottverlassenen Orten,

den Quälern hilflos ausgeliefert, konnte und wollte sich auch *kein Gott* meiner erbarmen; eher wendete er sich angewidert von mir ab. Irgendwann blieb als einziger Schluss: Da ist *kein Gott!* Ich bin vollkommen allein in meiner Verlassenheit, in dieser Hölle auf Erden. Und überhaupt – einen liebenden, erbarmenden Gott kann es einfach nicht geben. Punkt.

Dem Thema Glauben wich ich danach lange aus, trug innerlich wie ein Mantra vor mir her: „Es gibt keinen Gott!“ Doch tief in mir, fast unendlich tief, war da etwas, was ich trotz aller Bemühungen nicht totkriegen konnte. Obwohl ich es nicht wollte, glaubte ich noch immer. Nur selten, dann aber immer öfter, nahm ich ein leises Flimmern, ein Wimmern und Sehnen wahr, das aus meinen Tiefen heraus dem Göttlichen entgegen seufzte. Zunächst war es wie ein unterbewusstes Beten, das ich mir selbst sofort mit meinem Mantra „Es gibt keinen Gott!“ verbot, wenn es doch einmal den Weg durch mein Bewusstsein fand. Mein Sehnen aber – zu Ihm hin – war schließlich stärker. Vorsichtig nahm ich das Gespräch mit dem Göttlichen wieder auf.

Was für eine verwirrende und verzweifelte Zeit. Ich fühlte mich schuldig, schlecht, unwürdig. In der Heiligen Schrift konnte ich lange nicht lesen. Denn in meine Seele fanden nur die harten, richtenden Worte Eingang, mit denen ich mich selbst verurteilte. Sie bestätigten mir nur das Eine: Mein Schultdspruch stand schon zum Zeitpunkt meiner Zeugung fest. Ja – wie sehr sehnte sich meine Glaubensseele nach guten Zusagen, nach Gesehen-Werden und Vergebung. Doch das alles galt ja nicht für mich. Gute Bibelstellen schrieb ich nur anderen Menschen zu, nicht mir. Oder die Worte sagten mir nichts, waren leere Worthülsen: „Liebe“, „Verständnis“, „Vergebung“, „Erbarmen“ – ich kannte alle diese Worte nicht. Auf der anderen Seite des Pendels wartete mein übergroßer Schmerz auf mich. Wo warst Du, Gott? Wo bist Du, Gott? Immer, wenn das Pendel dorthin ausschlug, war und ist es einfach unerträglich, wieder diese Verlassenheit, diese absolute Gottesferne, zu spüren. Und immer wieder diese bohrenden Fragen.

Wo warst Du Gott? Wo bist Du Gott?

Große Not bereitete mir auch die Teilnahme an Gottesdiensten, die ich nun wieder besuchte. Es beginnt schon mit dem allgegenwärtigen Wort „Vater“. Dieses Wort habe ich aus meinem Wortschatz gestrichen. Meinen biologischen V. nenne ich nur noch „Erzeuger“. Eine andere Bezeichnung hat er nicht verdient. Und dennoch ist dieses Wort für immer mit schrecklichsten Erinnerungen gekoppelt. Im Gottesdienst trifft es mich stets wie ein elektrischer Schlag, wenn in den Lesungen, in der Liturgie oder in der Predigt dieses Wort verwendet wird. Ich zucke dann regelrecht zusammen und muss sehr kämpfen, nicht in Erinnerungs-Flashbacks zu rutschen. Beim Vaterunser steige ich selbst immer erst nach dem „V. unser im Himmel“ ein.

Besonders schwierig zu hören ist: „Das Blut Christi“ in der Eucharistiefeier und bei der Kommunion, wenn sie in beiden Gestalten gereicht wird. Zu nah ist die Erinnerung daran, wie ich gezwungen wurde, menschliches Blut zu trinken, und auch daran, unter welch furchtbaren Umständen dies geschah. Meine Sehnsucht ist unbeschreiblich groß, beides zu empfangen. Darum kämpfe ich jedes Mal, mich zu überwinden, um aus dem Kelch zu trinken, der mir mit solchen Worten gereicht wird. Unendlich dankbar bin ich und kann dies sehr tief in mich einlassen, wenn mir der Kelch mit den Worten „Die Liebe Jesu Christi“ gereicht wird.

Auf meinem Weg der Selbstbefreiung, dem „Ausstieg“ aus dem Kult, wurde mir der christliche Glaube quasi als „Gegenideologie“ hilfreich. Im Kult wurde ich – oder genauer: in mir wurden jene durch die Täter gewollt dissozierten Persönlichkeitsanteile – schon als Kleinkind brutal mit Täteri-

deologie indoktriniert. Unter Schmerzen musste ich „Kult-Glaubenssätze“ auswendig lernen, die bis heute tief in meinem Sein verwurzelt sind. Auch andere kultische Handlungen hatten ideologische Komponenten, was dem Ganzen für mich als Kind nur noch mehr Gewicht und Unausweichlichkeit verlieh. Einige innere Persönlichkeitsanteile kannten ausschließlich den Kultkontext. Wenn man nur *eine Wahrheit* kennt, ist es schwer, sich außerhalb dieser Welt zurechtzufinden. Gerade für diese Persönlichkeitsanteile war eine Welt ohne irgendeinen „Glauben“ undenkbar. Wollten sie Abstand von der schrecklichen Täterideologie gewinnen, brauchten sie etwas Neues, dem sie sich nähern konnten. Der christliche Glaube war erschreckend anders, und dennoch half er vielen, sich nach und nach von alten, destruktiven Glaubenssätzen zu verabschieden. Manche fanden inzwischen Heimat in gottesdienstlichen „Ritualen“, die nicht mit brutaler Gewalt stattfinden.

Diese und viele weitere Fragen, Probleme und Zweifel, ja auch die Verzweiflung selbst trieben mich um und ließen mir keine Ruhe. Ich brauchte jemanden, mit dem ich darüber reden konnte. Es musste aber jemand sein, der bereit war, sich Teile meiner Lebensgeschichte anzuhören und sie mit mir auszuhalten. Wie sonst könnte jemand meine Fragen und mein Ringen in Glaubensdingen verstehen?

Erstveröffentlichung:

Stimmen der Zeit (Herder), Heft 8/2019